Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 14 (1924)

Heft: 47

Artikel: Der Unbekannte

Autor: Burg, Anna

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645756

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 47 — XIV. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern | Bern, den 22. November 1924

November.

Von Heinrich Seidel.

Solchen Monat muß man loben!
Keiner kann, wie dieser toben,
Keiner so verdrießlich sein
Und so ohne Sonnenschein!
Keiner so in Wolken maulen,
Keiner so mit Sturmwind graulen!
Und wie naß er alles macht!
Ja es ist 'ne wahre Pracht!

Seht das schöne Schlackenwetter!
Und die armen welken Blätter,
Wie sie tanzen in dem Wind
Und so ganz verloren sind!
Wie der Sturm sie jagt und zwirbelt
Und sie durcheinander wirbelt
Und sie hetzt ohn' Unterlaß:
Ja, das ist Novemberspaß!

Und die Scheiben, wie sie rinnen!
Und die Wolken, wie sie spinnen
Ihren feuchten Himmelstau
Ur und ewig, trüb und grau!
Auf dem Dach die Regentropfen,
Wie sie pochen, wie sie klopfen!
Schimmernd hängt's an jedem Zweig,
Einer dicken Träne gleich.

O, wie ist der Mann zu loben,
Der solch unvernünft'ges Toben
Schon im voraus hat bedacht
Und die Häuser hohl gemacht!

So, daß wir im Trocknen hausen
Und mit stillvergnügtem Grausen
Und in wohlgeborgner Ruh
Solchem Greuel schauen zu!

Der Unbekannte.

Skizze von Anna Burg.

1

„Es ist Herbst geworden", dachte die ältlich aussehende, aber trotzdem in ein ganz hellfarbiges Morgenkleid gehüllte Helene Hammer, während sie den Vorhang vom Fenster zurückschob und in die graue Straße hinausblickte. Sie zog dabei die Schultern in die Höhe, als ginge ihr ein plötzlicher Frost über den Rücken. Dann wandte sie sich mit einer gewissen unbewußten Hoffnungslosigkeit ins Zimmer zurück. Ihre Bewegungen hatten etwas Langsames, Stockendes; es war kein Antrieb darin. Sie fühlte sich heute einsamer, nutzloser, verlassener als je. Und während sie nun ihr Frühstücksgeschirr zusammenräumte und in die schmale, finstere Küche hinaustrug, seufzte sie mehrmals tief und fast stöhnend. Sie lebte seit Jahren allein in dieser kleinen Wohnung. Die Zinsen eines sehr bescheidenen Kapitals gestatteten ihr ein berufsloses Dasein. Sie füllte ihre Zeit mit der Besorgung ihres Haushaltes, der immer in tadellosem Zustand anzutreffen war, und mit der Anfertigung feiner Handarbeiten aus, die sie zu Weihnachten an entfernte Verwandte verschenkte. Im Sommer, wenn die Tage lang, hell und warm waren, hatte das Leben noch einen gewissen Reiz für sie. Sie konnte nachmittags im kleinen Vorgärtchen sitzen und hie und da mit den Vorbeigehenden, wenn es Bekannte waren, ein paar Worte wechseln; sie konnte auch einen Besuch machen, oder eine Bahnfahrt nach dem benachbarten Städtchen; der Winter aber umklammerte mit feindlicher Enge ihr allzu eintöniges Leben, indem er sie in ihre vier Wände einschloß, wo nur ganz selten jemand sie aufsuchte. Heute nun hatte sie deutlich gesehen, daß diese böse Periode anzubrechen drohte. Der Wind entlaubte die Bäume in den Gärten und jagte die gelbroten Blätter über die Straße. Der Himmel hing in bleiernem Grau über den Dächern. Die Vorübergehenden waren in ihre Mäntel gehüllt. Auch hier im Zimmer war es kalt; sie sollte wohl bald zu heizen beginnen, und doch gestatteten ihr ihre Mittel nicht, damit schon jetzt anzufangen. Einen Monat lang mindestens mußte sie nun noch frieren. Die Wintergarderobe, seit Jahren nicht mehr ausgiebig erneuert, entsprach ihrer Bestimmung längst nicht mehr. Schon aus diesem Grunde konnte sie im Winter nicht ausgehen und keine Besuche machen. Und dabei würde das wohl sieben bis acht Monate dauern. Wozu nur eigentlich, wozu? In den Leihbibliothekromanen, die sie zu lesen pflegte, kamen auch solche Gestalten vor, wie sie eine war, einsame, vergessene Mädchen, die nie von einem wirklichen Erlebnis berührt worden waren, die aber dann aus eigener Kraft sich einen Weg ins tätige Leben gebahnt und sich

eine Aufgabe gesichert hatten. Ob sie das wohl auch im Stande gewesen wäre, wenn sie früher den Versuch gewagt hätte? Sie dachte jetzt manchmal daran. Vor zehn Jahren, bei der Mutter Tod, mit der sie vorher ein stilles, zufriedenes Dasein geführt hatte, war sie der Ansicht gewesen, es sei Glückes genug, daß ihr ein kleines Vermögen blieb, das für ihre Bedürfnisse reichte. Jetzt schien es ihr, als wäre es besser gewesen, wenn sie sich zwingender Not gegenüber gesehen hätte. Dann wäre sie jetzt irgendwo in einer dienenden Stellung, müßte sich vielleicht hart abarbeiten, müßte sich bittere Demütigungen gefallen lassen, aber sie wäre doch unter Menschen, doch ein Glied in der Kette der Strebenden und Kämpfenden, doch nicht so abseits vom Wege, ohne Lebensinhalt. Nun aber war sie zu alt. Sie fühlte sich müde; zu nichts anderem mehr fähig als zu der Erledigung der gewohnten Beschäftigungen.

Während sie mit einer unlustigen Gleichgültigkeit ihre Zimmer in Ordnung brachte, kleine Nippesgegenstände abstäubte, die seit Jahren an derselben Stelle standen, zierliche Deckchen zum Fenster trug, um sie auszuschütteln, den messingenen Türgriff mit einem Stück Hirschleder polierte, schweiften ihre Gedanken, zuerst mühsam zurückgehalten, endlich gewaltsam sich frei machend, auf träumerischen Wegen in den vergangenen Sommer zurück. Was diesen Winteranfang so besonders trüb machte, so viel trüber als die vorhergehenden, das war der besondere Glanz, der über dem Sommer gelegen hatte. Sie gestand sich's jetzt ein: ein paar Monate lang hatte ihr Leben wieder Farbe, Inhalt, Traum, beinahe Hoffnung erhalten. In dem kleinen Ort war ein Fremder aufgetaucht. Niemand hatte recht gewußt, was er eigentlich sei. Er hatte ein Zimmer in einem Privathause gemietet und war alltäglich früh seinen Geschäften, die ihn mit der Bahn fortführten, nachgegangen, um abends regelmäßig zu gleicher Stunde zurückzukehren. Sein Weg hatte ihn dabei an Helene Hammers Wohnung vorbeigeführt. Und da sie abends, wenn er heimkehrte, entweder auf der schmalen Terrasse vor dem Hause oder an ihrem Parterrefenster saß, so war es ganz natürlich, daß sich mit der Zeit eine gewisse, wenn auch unausgesprochene Bekanntschaft zwischen ihm und ihr anknüpfte. Wie es gekommen, wußte sie selbst nicht recht; aber eines Tages hatte er sie gegrüßt, indem er höflich den Hut zog; sie hatte diesen Gruß mit einem gemessenen Nicken erwidert. Von da an grüßte er immer, nach und nach freier; sie nickte freundlicher. In der letzten Zeit war der Gruß von beiden Seiten von einem Lächeln begleitet gewesen. Er war ein Mann in den besten Jahren, wie man zu sagen pflegt, das heißt wohl zwischen vierzig und fünfzig, gut gekleidet und, wie Helene bei sich dachte, vornehm aussehend. Der Tag barg jetzt für sie eine geheime Erwartung. Ihr ganzes Wesen blühte darin auf. Ihre Wangen wurden rosiger, ihre Augen bekamen einen helleren Glanz. Sie verwendete noch mehr Sorgfalt auf ihr Aeußeres, als sie es ohnehin bisher getan. Man konnte finden, daß sie noch eine anmutige Erscheinung sei. Der Fremde fand es offensichtlich. Denn wenn er sich ihrem Hause näherte, pflegte er schon von weitem nach ihrem Platz auf der Terrasse oder nach ihrem Fenster zu spähen. — Helene spielte ein reizvolles Versteckspiel mit sich selber. Niemals gestattete sie sich ein klarbewußtes Denken an den heimlichen Verehrer. Ja, sie gefiel sich darin, manchmal ganz kalte Fragen an sich zu stellen, wie etwa: „Wer mag nur dieser fremde Herr sein? Warum hält er sich hier auf? Ob er irgendwo eine Familie, Frau und Kinder hat?" Niemals aber erwähnte sie seiner zu ihren Bekannten, die keine Ahnung von Helenens Geheimnis hatten und sich nur über ihr lebhafteres und viel liebenswürdigeres Wesen wunderten. Sie hätte wohl sehr gerne einmal jemanden nach „Nam' und Art" des Unbekannten gefragt; aber ein eigentümliches Bangen vor der Antwort, die ihren Sommertraum in kalte, graue Nüchternheit auflösen konnte, hielt sie davon ab.

Nun aber war der Mann seit 14 Tagen verschwunden. Umsonst hatte sie jeden Abend auf ihn gewartet, umsonst gehofft, er möchte vorübergehend abwesend sein; er war nicht mehr erschienen, und sie bedauerte nun schmerzlich, nie nach ihm geforscht zu haben, nichts von ihm zu wissen; der Gedanke, diese Unkenntnis über ihn und sein Verbleiben mit in den langen öden Winter nehmen zu müssen, beklemmte sie seltsam. Fast unerträglich erschien ihr die Vorstellung, nun wieder Tag um Tag dahinzuleben, ohne die prickelnde kleine Erwartung, ohne das schöne Licht, das durch diese stumme Bekanntschaft über ihr armes Leben ausgegossen worden war. Zaghaft gestand sie sich's jetzt, daß im tiefsten Grund ihres Herzens eine Hoffnung gekeimt hatte, der Fremde möchte eines Tages bei ihr eintreten, mit ihr sprechen, sie auffordern, sein Leben mit ihr zu teilen. Daß er hatte verreisen können, ohne ihr auch nur durch einen Blick oder besonderen Gruß zu verraten, wie nahe die Trennung stand, bewies ihr, wie wenig sie ihm bedeutet hatte. Ja, manchmal stieg mit atemraubender Glut der Verdacht in ihr auf, er könnte beim Gedanken an sie spöttisch lächeln und sich mit der Gewißheit schmeicheln, in ihr eine späte Leidenschaft geweckt zu haben.

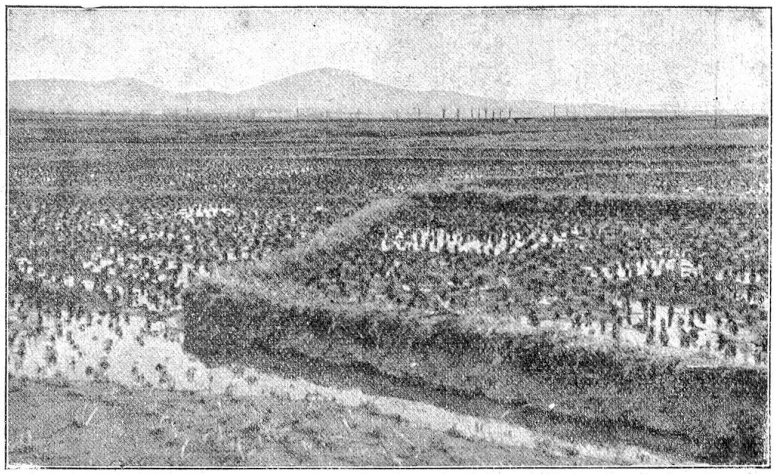
Und jetzt fegte herbstlicher Wind durch die Straßen, Regenschauer prasselten ab und zu ans Fenster, immer dunkler wurde der Tag.

Helene hatte ihr Wohnzimmer fertig aufgeräumt und trat ans Fenster, um es zu schließen. Da ging eben der Schreinermeister Werder vorbei. Er sah und grüßte sie. Der Anblick dieses stattlichen Mannes berührte sie halb schmerzlich, halb tröstlich. Sie hatte ihn zwei- oder dreimal in Gesellschaft des Fremden gesehen, und von seiner Person ging darum etwas wie Erinnerung aus. Auch war ihr in letzter Zeit aufgefallen, daß Werder, wenn er an ihrem Fenster vorüberging, verstohlen zu ihr herein sah. Das bewirkte, daß eine kleine törichte Vermutung in ihr flackerte, der Fremde möchte den biedern Mann nach ihrem Namen, ihrem Stand gefragt haben, und Werder empfinde darum nun ein gewisses neugieriges Interesse für sie. Der Schreinermeister war im Ort eine angesehene Persönlichkeit, ein Handwerker nach alter Art, der viele Gesellen beschäftigte und selber tüchtig mitarbeitete. Was er schuf, war schön, geschmackvoll, fast künstlerisch. Das Ansehn, das er genoß, war berechtigt. Vielleicht hatte der Fremde ihm Aufträge überbracht. Helene verlor sich in allerlei Vorstellungen über die Herkunft des geheimnisvollen Unbekannten; das unterhielt sie ein wenig, als sie am Nachmittag mit ihrer Handarbeit am Fenster saß und hie und da melancholisch in den stürmischen Tag hinausblickte.

Plötzlich ertönte die Klingel an der Haustür. Das

war etwas Seltenes. Augenblicklich war weder der Milchlieferant, noch der Bäcker, noch der Briefträger zu erwarten. Mit einer gewissen Hast legte Helene die Handarbeit weg. Sie hatte nicht beachtet, daß jemand sich dem Hause genähert hatte. Zuckende Möglichkeiten stiegen vor ihr auf. Zu ihrer Ueberraschung sah sie dann den Schreinermeister Werder vor der Tür stehen. Sie begrüßte ihn freundlich, ohne ihn hereinzubitten, in der Erwartung, daß er sein Anliegen gleich an der Haustür vorbringen werde. Er aber behielt den Hut in der Hand und sagte mit einer ihm sonst nicht eigenen Verlegenheit:

„Ich möchte etwas mit Ihnen sprechen, Fräulein Hammer!" (Schluß folgt.)



Reisfelder auf der koreanischen Ebene.

Jetz hei mr kei Wätter meh!

Vum Traugott Meyer.

Wem men eusi Glehrte frogti, wär eigetlig 's Wätter machi, so müeßti si zerscht es Wyli a dr Brüllen ummerangge, jo, und derno heißti 's erscht no, das syg nit eso lycht zsäge. Vor e par Wuche han i aber es Maiteli atroffe, wo nit lang hätt müeße studiere, wohär 's Wätter chunnt. Das hätt di eifach aglache — und dusse weer 's gsi: „Vum Laubfröschli uf dr Kumode!" Du lachsch ietz; aber i chönnt dr dr Platz no zeige, won i das Hudeli gseh ha und wo mr sy Brüeder — jo weisch, e so-n-e regelrächte Chnüllibueb — verzellt het, was 's mit em Laubfrösch denn gee heig. Dasch e so gsi:

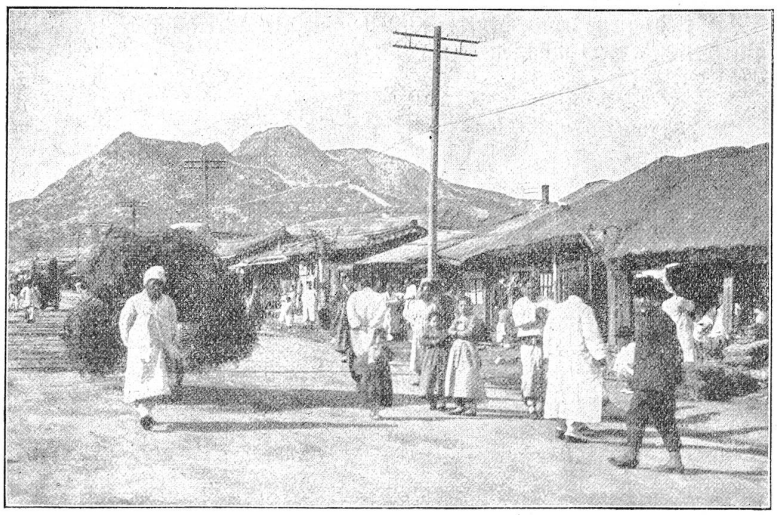
Chummen i do au wider einisch in es Dorf im obere Baselbiet — dr Name tuet ietz jo nüt zur Sach — item, und won i eso mir nüt dir nüt näbe dr Schuel durelaufe, pfuret mr e Bueb schier i d'Bei yne. „Hee, hee!" mach i, „was git's denn do?" „He nüt", sait er und luegt mi ganz verdutzt a. Und wien er wieder furt will, goht ähnen a dr Stroß e Tür uuf, und es Meiteli schießt uusen und brüelt: „Ietz hei mr kei Wätter meh! Ietz hei mr kei Wätter meh!" „Was hei mr?" mach i, und 's isch mr, i dörf mynen Ohre nümme troue. „Ietz hei mr kei Wätter meh!" brüelt 's wyter und schnupft und grynt, 's git ganzi Bächli d'Backen ab.

I gangen uf 's zue und fahr im über's Hoor: „Kei Wätter meh, seisch? Wollwoll, lue nummen einisch!" 's putzt mit em Fürtechzipfeli d'Augen uus und luegt a Himmel ue. Und derno luegt's mi wider a, wie wenn 's mi wöt froge: „Iää, isch's au wohr?" „Gäll aber", mach i, mr hei no Wätter, und wie schöns! Aber los ietz, was hesch dennen au gmeint vorig?" 's macht es Zürpfi und d'Auge wärde wider glänzig: „He, dr... Hans... het...!" und fot a schnupfe.

Dr Bueb het si scho vorhär nöchberlig gmacht, und wo-n-i will froge, was denne dr Hans heig, jo, do git dä scho lut: „He, wüsset dr, 's isch ebe numme wägem Laubfröschli, wo 's vum Götti übercho het". I chummen allsfurt weniger druus, do ruckt dr Bueb äntlig füre: „'s Laubfröschli syg eben im ene Glas gsi, uf dr Kumode. Jo, und wenn 's ebe schön Wätter gee heig, so syg's 's Stägli uufgchnorzet, und wenn's derno wider am Rägnen ummegmacht heig, so syg's eben ammet im Wasser unde ghockt und heig e kei Wank to." „Jo, und ietz hesch mer's furtglo!" fahrt im 's Meitli dry, „und ietz hei mr..." „Nit, nit", mach i und fo's a strychle, 's Grynen isch em wider z'vorderscht vorne. Und der Bueb chunnt undereinisch e Chopf über, gwüß eso rot as wien e Güggelchamben, und zännet: „Jo, und du hesch mr d'Zwick verhüeneret, wo-n-i sälber dräit ha. Und dr Bottechrischte het mr für e jedwäden e Halbbatze wölle gee, und das het er!"

Was han i do wölle tue? Ji bi eifach i dr Chlemmi gsi, wie me numme cha drinne sy. Vum enen Uswäg au e kei Gspur! I ha scho chönne säge, was das auch für Sache sygen, und aß mr wägem Fröschli einewäg no Wätter heige; aber was het's abtreit? Nüt; jo, bim Bueb scho. Dä het nit wenig afo zängle: „Gsehsch ietz! Ha's jo allewyl gseit. Hei allwäg kei Wätter meh!" Und derzue het er e Gattig gmacht, wie wenn er d'Gscheiti und d'Glehrti uf's mindscht mit eme Gepsi ygno hätt. Jo; aber 's Meitli het brüelet wie nie. I ha mr fryli derno no alle Müeji gee für 's z'gschweigge. Ha's gfrogt, wie 's heißi, und öb's au Ditti heig, und wie die heiße — jo, wie me 's eso macht. Und gwüß es dotzemol han ihm gsait, wenn jetze 's Fröschli scho nümm uf der Kumode stönd, wäge däm heige mr glych no Wätter — nüt! I sägen, alls isch für d'Chatz gsi.

Item, i ha natürlig nit bis zum jüngschte Tag chönne byn im blibe. Fryli, won-i furt bi, han-i all no kei andere Trosch gha as dä: 's wird's mit dr Zyt scho merken, aß mr au ohni Frösche Wätter hei. He jo, und bis dört ane findt si vilicht wider e Götti, wo im so-n-es grüens Wättermacherli schenkt. (Nat. Ztg.)



Neu angelegte Strasse in Kejo.

Korea.

Vor 20 Jahren tobten um Port Arthur die Kämpfe, die das Schicksal Koreas entscheiden sollten.